

Unverkäufliche Leseprobe



Hans Maier
Kultur und politische Welt
Gesammelte Schriften Band 3

472 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-57156-5

33. Eine Kultur oder viele?

(1993)

Originaldokument

© Verlag C.H.Beck

ES GAB EINE Zeit (sie ist noch nicht lange her!), da dachte man, wenn man von Kultur sprach, vor allem an Europa. Kultur war vor allem europäische Kultur. Die Kulturen der Welt schienen in die europäische zu münden. Hier, in Europa, hatte der Mensch die ersten Schritte aus seiner «ungeselligen Geselligkeit» getan, aus der «Rohigkeit zur <Kultur, die eigentlich in dem gesellschaftlichen Werth des Menschen besteht>» – so Kant 1784.¹ Hier, in Europa, war jenes Zentrum von Wissenschaft, Wirtschaft, Kunst und Technik entstanden, das der Welt zum Vorbild wurde, indem es Formen des Lebens, Rechts- und Staatsordnungen, künstlerische und wissenschaftliche Leistungen schuf, die sich alle Menschen aneignen konnten. Die höchste Kraft des Völkerlebens schien sich in dem kleinen Erdteil Europa – einem Kontinent nicht aufgrund geographischer Gegebenheiten, sondern allein kraft seiner Prägung durch Geschichte und Kultur – zusammenzudrängen. Noch in unserem Jahrhundert ist die Geschichte unserer Erde als «Weltgeschichte Europas» (Hans Freyer) begriffen worden.

Die europäische Kultur ist das Produkt einer langen Geschichte – ich kann nur Stichworte in Erinnerung rufen. Schon in der Antike begannen sich, bei engstem räumlichem Zusammenhang, «Orient» und «Okzident» als etwas Verschiedenes zu empfinden. In den «Persern» des Aischylos wurden die Griechen den Persern mit den Worten vorgestellt: «Keines Menschen Knechte sind sie, keinem Menschen untertan.» Und bei Herodot erregte Solon das Erstaunen des Perserkönigs Krösus, weil er den Nahen Osten «philosophierend», das heißt allein um der theoretischen Erkenntnis willen, bereiste. Hier wurden Grundzüge des europäischen Zugangs zur Welt sichtbar: politisch in der Freiheit gleichberechtigter Menschen (im Unterschied zu Herrschaft und Knechtschaft in orientalischen Reichen); philosophisch im freien Erkunden und Wissenwollen (im Gegensatz zu östlicher Weisheit und Versenkung). Das reichte

1 Immanuel Kant, Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht (1784).

bis in unterschiedliche Körperhaltungen hinein: auf der einen Seite das forschend-erfahrende Unterwegssein, auf der anderen die Meditation, das regungslos gesammelte Sitzen (Karl Löwith). Von daher galt als europäische Kultur eine Lebensordnung, die getragen wurde von beweglichen, erfinderischen, anpassungsfähigen Menschen; die bestimmt war von Entdeckungsfreude und rationalem Zugriff auf die Welt; der die Individualität mehr bedeutete als die Masse, die Freiheit mehr als die Macht.

Dem neuzeitlichen Denken war Kultur vor allem Naturbeherrschung. Gegenüber den älteren «pflegerischen» Inhalten der Kultur – das Wort kommt ja von *colere* «pflegen» – trat die Perspektive des Herstellens in den Vordergrund.² Der Kulturbegriff erweiterte sich ins Praktische, Technische, Produktive. Die Kräfte der Natur, im Experiment gestellt, befragt, gemessen, wurden beherrschbar. So begann ein Prozeß der Welterschließung, der bis heute andauert – vom Urbarmachen der Wälder, Sümpfe, Wüsten und Steppen bis zur Eroberung des Luft- und Welt-raums. Auch dieser Prozeß ging von Europa aus und hatte hier lange Zeit das Zentrum seiner Dynamik.

Es kam den Europäern zugute, daß Europa für die Begegnung von Menschen und Völkern günstige äußere Bedingungen bot. Extreme Klimaunterschiede waren hier ebenso unbekannt wie ausgedehnte Ödländer. Kaum ein anderer Teil der Erde besaß eine so lange Küstenstrecke und stand mit dem Meer in so enger Verbindung wie Europa. Erzeugnisse der verschiedensten Art, differenziert nach geographisch-klimatischen Zonen, verwiesen die Menschen auf Austausch, Handel, arbeitsteilige Kooperation. Die Bevölkerungsdichte war hoch. Andererseits gab es nie ein dominierendes, alle anderen beherrschendes Hegemonialvolk. Die Völker siedelten oft durcheinander und ineinander. Der Völkervielfalt entsprach die Vielzahl der Sprachen.

In diesen äußeren Verhältnissen, aber mehr noch in der inneren Haltung der Europäer lag es begründet, daß sich Europa immer wieder gegen Versuche der Fremdbestimmung, der Eroberung und Aneignung von außen, behauptet hat. Im Lauf der Geschichte hat es sich erfolgreich gegen zahlreiche Eroberer – Perser, Hunnen, Mongolen, Türken – zur Wehr gesetzt. Aber auch Hegemonialbildungen im Innern waren nie von Dauer: das gilt für die Ansätze einer spanisch-deutschen Weltmacht im 16. Jahrhundert ebenso wie später für die Eroberungen Ludwigs XIV., der Französischen Revolution und Napoleons – von den tönernen Rei-

2 Hans Maier, «Natur und Kultur», in: Politisches Denken. Jahrbuch 1992.

chen Mussolinis, Stalins, Hitlers im 20. Jahrhundert ganz zu schweigen. Auch das Römische Reich und seine mittelalterlichen und neuzeitlichen Fortsetzungen haben dauerhafte Traditionen nur begründet, soweit sie – über die bloße Machtausübung hinaus – Rechtsordnungen und Formen zivilisierten Lebens zu schaffen verstanden. Die europäische Staatenwelt war stets pluralistischer und vielgliedriger als die der byzantinischen, mongolischen, osmanischen und großrussischen Nachbarn. Neben Großreichen und Nationen haben im europäischen politischen Haushalt immer auch kleine Länder, Stadtstaaten, föderative Gebilde eine besondere Rolle gespielt. Der politischen Kultur Europas blieb, von vereinzelt Rückfällen abgesehen, das Kolossale und Uniforme fremd.

Als der nach Norden und Westen vorstoßende Islam die Einheit des Mittelmeerraums auflöste, rückte die Weltgeschichte in einer «Achsendrehung» (Henri Pirenne) nach Norden. Europa konstituierte sich im Karolingerreich als ein Kontinent, der das antike und christliche Erbe des Römischen Reiches antrat. Aus dem Zerfall der griechischen Ökumene gingen die slawischen Völker und Sprachen hervor; aus den Resten des Römischen Reiches erwuchs die Völker- und Sprachenvielfalt der Romania; die germanische Welt kam als neues Ferment der Staatenbildung hinzu. So bildeten sich im Zusammenleben der Völker im romanisch-germanisch-slawischen Mittelalter die Formen des modernen Europa aus: Ebenbürtigkeit der Monarchen und Staaten, Ansätze eines gemeinsamen Rechts, beginnende territoriale Integrität der Staaten. Zu den Patronen dieses werdenden Europa gehören ebenso Benedikt, Kolumban und Bonifatius wie die Slawenapostel Kyrill und Methodius.

Auch das christliche Europa blieb im Wechselspiel der Universalgewalten in sich spannungsreich und dialektisch und verfestigte sich weder in einer Theokratie noch in östlichen Formen des Cäsaropapismus. Aus dem Kampf von Kaiser und Papst erwuchs kein neues «Drittes Rom» – vielmehr gingen aus ihm die modernen Völker und Staaten hervor. Die Auflösung des mittelalterlichen Universalismus, die Pluralisierung Europas vom 14. bis zum 17. Jahrhundert, das Hervortreten der Völker – dies alles begründete die moderne, aus Nationen oder Mehrvölkerstaaten bestehende europäische Staatengemeinschaft. Gleichzeitig war diese Epoche der Beginn der europäischen Ausbreitung über die bewohnte Welt im Zeitalter der Entdeckungen, der Mission und Kolonisation: erst jetzt bürgerte sich der Name Europa in der Geschichte ein.

Das neuere Europa war von der christlichen Tradition geprägt, aber in Konfessionen gespalten; es war eine Zivilisationsgemeinschaft, die jedoch oft durch Staatenrivalitäten und -kriege erschüttert wurde; es bil-

dete ein zunehmend einheitliches («europazentrisches») Geschichtsbild aus, ein «Recht der zivilisierten Staaten», eine gemeinsame europäische Rationalität und Technik – doch es weckte in den unterworfenen Völkern der Welt in einem langsamen Prozeß zugleich den Wunsch nach Autonomie, Loslösung und Selbstverfügung. Auf dem Weg der Kolonisierung, der Ausbreitung der europäischen Kultur, des diplomatischen Verkehrs, des internationalen Rechts entstand im Lauf der neueren Jahrhunderte ein Weltstaatensystem, in dem die Dynamik Europas globale, den ganzen Erdkreis umspannende Dimensionen gewann. Während die älteren Reiche der Weltgeschichte in historischen Sackgassen endeten, begann mit der europäischen, später internationalen Staatengesellschaft ein Prozeß universeller Verflechtung der Völker und Nationen.

Man muß diesen langen und intensiven historischen Prozeß vor Augen haben, wenn man die erstaunliche Ausstrahlung der europäischen Kultur auf die bewohnte Welt verstehen will. Europäische Kultur – das war kein einheitliches Gebilde. Es war ein Ensemble sehr verschiedener, oft in Spannung zueinander stehender, sich wechselseitig anziehender, abstoßender, steigernder Kräfte – von den antiken und christlichen Überlieferungen bis hin zu den säkularen Schöpfungen der Moderne in Recht, Ökonomie, Technik und Politik. In der Bündelung und Ballung dieser Kräfte wirkte die europäische Kultur unwiderstehlich auf die anderen (älteren und jüngeren) Weltkulturen ein. Sie stand ebenso hinter dem christlichen Missionar wie hinter dem erobernden Kolonisateur, sie war Mitgift und Reisegepäck unzähliger Handelsleute, Soldaten, Gelehrter, Verwaltungsleute, Ingenieure und Techniker, die sich in den neuzeitlichen Jahrhunderten anschickten, die noch unbetretenen Regionen der Erde europäischem Gebot zu unterwerfen. Wie immer bei ungleichen Machtverhältnissen ging es dabei unsanft, ja gewaltsam zu: die außer-europäischen Kulturen wurden beiseite gedrängt, sie hatten ihr Eigenrecht schon verloren, ehe sie dazu kamen, es anzumelden. Sie konnten der europäischen Kultur nicht ausweichen; diese war übermächtig geworden. Das Sinken der einen, der Aufgang der anderen war die unausweichliche Folge.

So stand die Zeit von den großen Entdeckungen bis zum Ersten Weltkrieg im Zeichen einer kaum angefochtenen Dominanz europäischer Kultur. Die Europäer übten in dieser Zeit eine kulturelle Hegemonie über große Teile der Welt aus. Ob es sich um Wirtschaftsformen handelte, um technische, administrative, militärische Standards, um wissenschaftliche Erkenntnisse oder um ästhetische Normen – Europa setzte überall die Maßstäbe. 1892 wurde die Entdeckung Amerikas

durch Kolumbus in allen Ländern Europas mit stürmischem Jubel gefeiert. Das Ereignis galt als Beginn der Erschließung der Welt durch Europa, als Ouvertüre für die Bildung kolonialer Reiche, als Auftakt für den Siegeszug europäischer Kultur. Doch die Nemesis war nahe. Wenig mehr als 25 Jahre später hatte sich Europa in einem neuen Peloponnesischen Krieg selbst zerstört. Im Lauf des 20. Jahrhunderts schwand seine Weltmacht und mit ihr die bisherige kulturelle Dominanz. Nach einem zweiten Weltkrieg war von der Glorie europäischer Kultur nur noch ein matter Glanz übriggeblieben. Die Welt entzog sich endgültig der Vormundschaft des alten Kontinents. Alte zurückgedrängte Kulturen meldeten sich neuerlich zu Wort, und in Europa selbst begannen sich Kritik und Zweifel an der eigenen historischen Rolle zu verbreiten.

B

Damit sind wir in der Gegenwart – und es beginnt das Schauspiel der Ent-Europäisierung der Kultur, eng verwoben mit dem Aufgang neuer pluralistischer Kulturen in aller Welt. Das Drama ist im Gang, die Bühne dreht sich vor unseren Augen, jeder Tag bringt neue überraschende Szenen. So kann ich hier nur ein paar Schlaglichter bieten, fünf kleine Kapitel aus einem Stück, das man überschreiben könnte: «Von der europäischen Weltkultur zu den Kulturen der Welt – vom hegemonialen Anspruch *einer* Kultur zur splendid isolation *vieler*».

1. Das Stück beginnt, der dramatischen Logik entsprechend, mit der Aufkündigung der kulturellen Loyalität durch die von Europa Kolonisierten (oder im Zug der europäischen Weltausbreitung «Modernisierten») – ein Prozeß, der in den einzelnen Weltteilen zu verschiedenen Zeiten beginnt und sich nach unterschiedlichen Drehbüchern abspielt. Am frühesten lösen sich (schon seit der Jahrhundertwende) China und Indien aus ihren kulturellen Abhängigkeiten: die Namen Sun Yat-sen und Gandhi stehen nicht nur für politische Befreiung, sondern auch für die Besinnung auf kulturelle (konfuzianische und hinduistische) Traditionen. Länger brauchen die Länder der arabischen und afrikanischen Welt: hier treiben in der Zeit nach 1945 panislamische, panafrikanische, später kommunistische Bewegungen den Prozeß der Entkolonisierung voran. Am spätesten erwacht die süd- und mittelamerikanische Welt: sie gewinnt zunächst, seit den sechziger Jahren, in der Auseinandersetzung mit Nordamerika ihre «hispanische Identität» zurück; heute sucht sie

nach ihren vor- und außerhispanischen, indianischen und afrikanischen «Wurzeln».

Selten ist die Abwendung von Europa mit so viel Leidenschaft und Verbitterung proklamiert worden wie in dem 1961 erschienenen Buch *Les damnés de la terre (Die Verdammten dieser Erde)* des auf Martinique geborenen, in Frankreich ausgebildeten algerischen Arztes Frantz Fanon. Das Buch, ein Manifest der antikolonialen Revolution, ist eine aggressive Antwort auf die vor allem von französischen Gelehrten vorgebrachte These einer vorkolonialen Barbarei Afrikas. Aber Fanon sucht das Heil nicht in Konzepten eines afrikanischen Universalismus, nicht in den «mumienhaften Fetzen» altafrikanischer Kultur, nicht in der intellektuellen Konstruktion einer «Négritude». Der kolonisierte afrikanische Intellektuelle soll vielmehr «in die Eingeweide seines Volkes» eintauchen, er soll am nationalen Befreiungskampf teilnehmen; denn seine Nation beweist man nicht mit Hilfe der Kultur, man erweckt sie nur im Kampf zum Leben.³ Das bedeutet eine Absage an den – nach Fanons Meinung von Europa selbst verratenen – europäischen Universalismus:

«Verlassen wir dieses Europa, das nicht aufhört, vom Menschen zu reden, und ihn dabei niedermetzelt, wo es ihn trifft, an allen Ecken seiner eigenen Straßen, an allen Ecken der Welt.

Ganze Jahrhunderte lang hat Europa nun schon den Fortschritt bei anderen Menschen aufgehalten und sie für seine Zwecke und seinen Ruhm unterjocht; ganze Jahrhunderte hat es im Namen seines angeblichen «geistigen Abenteurers» fast die gesamte Menschheit erstickt. Seht, wie es heute zwischen der atomaren und der geistigen Auflösung hin und her schwankt.

Und trotzdem kann man von ihm sagen, daß es alles erreicht hat.

Mit Energie, Zynismus und Gewalt hat Europa die Führung der Welt übernommen. Seht, wie der Schatten seiner Monumente sich ausbreitet und vergrößert. Jede Bewegung Europas hat die Grenzen des Raumes und des Denkens gesprengt. Europa hat jede Demut, jede Bescheidenheit zurückgewiesen, aber auch jede Fürsorge, jede Zärtlichkeit.

Nur beim Menschen hat es sich knauserig gezeigt, nur beim Menschen schäbig, raubgierig, mörderisch.

Brüder, wie sollten wir nicht begreifen, daß wir etwas Besseres zu tun haben, als diesem Europa zu folgen.»⁴

Wo Anklagen dieser Schärfe von den Kolonisierten erhoben werden, da ist das europäische Echo in Gestalt von Selbstzweifeln und Selbstzerfleischungen meist nicht weit. So rechnet Jean Paul Sartre in seinem Vor-

3 Frantz Fanon, *Die Verdammten dieser Erde*, Frankfurt a.M. 1981, S. 175 ff., 207 ff.

4 Ebd., S. 263.

wort zu Fanons Buch mit Europa und mit dem «überseeischen Monstrum» Nordamerika in Worten ab, welche die Heftigkeit des Nordafrikaners noch überbieten:

«Dieses Geschwätz von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Liebe, Ehre, Vaterland, was weiß ich. Das hinderte uns nicht daran, gleichzeitig rassistische Reden zu halten: dreckiger Neger, dreckiger Jude, dreckiger Araber. Liberale und zarte gute Seelen – mit anderen Worten, Neo-Kolonialisten – gaben sich schockiert über diese Inkonsequenz. Ob aus Irrtum oder schlechtem Gewissen: nichts ist bei uns konsequenter als ein rassistischer Humanismus, weil der Europäer nur dadurch sich zum Menschen hat machen können, daß er Sklaven und Monstren hervorbrachte.»⁵

Und an anderer Stelle, mit offenem Hohn:

«Die europäische Elite begann eine Eingeborenenelite aufzubauen; man wählte Jünglinge aus, brannte ihnen die Prinzipien der westlichen Kultur auf die Stirn und stopfte ihnen tönende Knebel in den Mund, große teigige Worte, die ihnen an den Zähnen klebten; nach einem kurzen Aufenthalt im Mutterland schickte man sie verfälscht nach Hause zurück. Diese lebenden Lügen hatten ihren Brüdern nichts mehr zu sagen; sie hallten nur noch wider. Aus Paris, London und Amsterdam lancierten wir die Wörter «Parthenon! Brüderlichkeit!», und irgendwo in Afrika, in Asien öffneten sich Lippen: «...thenon! ... lichkeit!» Das war das Goldene Zeitalter.»⁶

2. Ein zweiter Vorgang – diffuser und schwerer zu fassen – betrifft die Entwicklungspolitik. Entwicklung, Entwicklungshilfe, Entwicklungszusammenarbeit – unter dieser Devise waren die westlichen Industriestaaten nach dem Ende des Kolonialzeitalters der «unterentwickelten», «entwicklungsbedürftigen» Welt gegenübergetreten. Hinter den Begriffen steckt ein Stück europäischer Geschichtslogik – die Annahme nämlich, die Entwicklung werde in diesen Ländern gleich oder ähnlich verlaufen wie in Europa; früher oder später würden sie den europäisch-amerikanischen Standard erreichen. So orientierten sich die Konzepte der Entwicklungspolitik an den Maßstäben europäischer Rationalität. Die Modelle liefen auf einen universalisierten Typus westlicher Zivilisation hinaus. Walt Whitman Rostows Werk *Stadien wirtschaftlichen Wachstums* (1960) – in den sechziger Jahren ein einflußreicher Leitfaden westlicher Entwicklungstheorie – verstand sich zwar als Alternative zum marxistischen Konzept der Entwicklung; doch es teilte mit dem Marxismus die lineare Sicht auf Geschichte und Entwicklung, die Nei-

⁵ Ebd., S. 23.

⁶ Ebd., S. 7.

gung zu einheitlichen Erklärungsmustern im Weltmaßstab, die schematischen Periodisierungen; von der «Diktatur des Allgemeinen» war es so wenig frei wie andere Modernisierungsstrategien. Man ging den geläufigen Weg der Verallgemeinerungen; das widerständige Eigene, die kulturelle Individualität wurde umgangen oder als «Entwicklungshindernis» beiseite geschoben. Das war einerseits begreiflich, denn im Zeitalter weltweiter Ökonomie und Kommunikation schien die eigensinnige Behauptung von Kultur und Sprache ein müßiger Zeitvertreib zu sein. Aber es war doch auch kurzfristig und schnellfertig; denn ohne Einsicht in Geschichte und Kultur eines Landes mußten die von außen auferlegten Entwicklungsdirektiven ins Leere laufen.

Der massive Fehlschlag vieler westlicher Entwicklungskonzepte hat denn auch seit den siebziger Jahren zu einer Neubesinnung und Neuorientierung geführt. Stand vorher, vereinfacht gesagt, Entwicklung gegen Kultur, so kehrte sich jetzt das Verhältnis um: die Stärkung der kulturellen Identität wurde zum Ausgangspunkt einer revidierten, einer neuen Entwicklungspolitik. «Self-Reliance» hieß das neue Schlüsselwort, Selbstvertrauen – und darin steckten zwei ebenso elementare wie schlichte Einsichten: daß alle Entwicklung im Vertrauen auf die eigenen Kräfte gründet – und daß es kein weltweit gültiges Leitbild einer «besten Kultur» gibt.⁷

Ich kann hier nicht verfolgen, wie diese Einsichten die westliche Zusammenarbeit mit den Entwicklungsländern beeinflußt und verändert haben. Noch weniger kann ich schildern, welche neuen Probleme auftauchten, sobald man den Weg zu den kulturellen Identitäten dieser Länder beschritt: Nationalismus und Ethnizismus, Rückfälle in Stammesmentalitäten, Verlust transkultureller Werte wie der Menschenrechte (darüber gleich mehr). Ich gebe wiederum einem Autor der Dritten Welt, dem Bolivianer Hugo C.F. Mansilla, das Wort, der in seinem Buch *Die Trugbilder der Entwicklung in der Dritten Welt* (1986) Gewinn und Verlust der Entwicklungszusammenarbeit abgewogen hat:

«Wegen seiner Herkunft aus einem ländlich-katholischen, aristokratisch geprägten Milieu in Südamerika kennt er [sc. der Autor] aus eigener Erfahrung die Vorzüge einer vorindustriellen Kultur, zu deren Merkmalen eine niedrige Kriminalität, eine fließende Sinnkommunikation und ein weiser Lebensrhythmus gehören. Trotz anderer positiver Eigenschaften, die von der Geborgenheit

7 Mir A. Ferdowsi, «Zum Stellenwert der Kultur in der bisherigen entwicklungstheoretischen Diskussion», in: Michael Piazolo (Hg.), *Kulturelle Identität zwischen Tradition und Modernität*, Kassel 1992, S. 9 ff. (Akademie für politische Bildung Tutzing, Materialien und Berichte 62).

innerhalb der Großfamilie über die weniger zerstörte Natur bis zur besseren Qualität von Lebensmitteln reichen, kann man die Nachteile einer grundsätzlichen *traditionellen* Ordnung nicht übersehen: die augenfällige soziale Ungerechtigkeit, die immerwährende Langeweile, die politisch-kulturelle Engstirnigkeit der Oberschichten sowie die schlechten Verkehrsverbindungen. Nachdem man lange in der *modernen* industriellen Gesellschaft gelebt hat, kann von einer Identifikation mit der traditionellen Ordnung nicht mehr die Rede sein. Aber man behält eine kritische Distanz zu vielen Aspekten der metropolitanen Zivilisation und somit zu mehreren zentralen Zielsetzungen, die nunmehr die Dritte Welt mit allen Kräften anstrebt. Ohne die positive Bedeutung der technisch-industriellen «Errungenschaften», des hohen Lebensstandards, der gesteigerten sozialen Mobilität und der vorbildlichen Infrastruktur zu verkennen, nimmt man fragliche, ja negative Momente der metropolitanen Ordnung ohne Beschönigung wahr. Das Augenfälligste dürfte in der Diskrepanz liegen, die zwischen dem materiellen Fortschritt und der Belanglosigkeit des Individuums besteht».⁸

Mansilla warnt davor, die Widersprüche des Zivilisationsprozesses gewaltsam aufzulösen, die Vielfalt menschlicher Verhältnisse einzuebnen und Modernisierungskonzepte mit despotischen Mitteln voranzutreiben. Er erinnert daran, daß «wiederholte Vorhaben, das Schicksal der Menschheit nach wissenschaftlichen Vorstellungen und humanistischen Idealen zu gestalten, schreckliche Diktaturen hervorbrachten: Philosophen an der Macht pflegten die Enzyklopädie in der einen Hand und das Fallbeil in der anderen zu halten» (ebd.).

3. Ich sprach von den Menschenrechten. Auch in ihnen, in ihrem Verständnis, spiegelt sich der Streit der Kulturen, spiegelt sich die kulturelle Polyzentrik, die das Zeitalter europäischer Kulturhegemonie abgelöst hat. Die Menschenrechte gelten zwar heute weltweit, aber sie werden in den einzelnen Weltteilen sehr verschieden interpretiert, und manchmal droht ihr allgemeiner Gehalt in einer Vielzahl ethnischer Differenzierungen, kultureller und subkultureller Relativierungen unterzugehen.

Daß die Menschenrechte nach 1945 erstmals Weltgeltung errangen – erinnert sei an die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte von 1948 im Rahmen der UNO –, war ein Sieg des europäisch-amerikanischen Rechtsdenkens; pessimistische Betrachter könnten sagen: ein letzter Sieg. Denn kaum war die weltweite Rezeption der Menschenrechte eingeleitet, zeigten sich Risse und Sprünge in dem so einheitlich erscheinenden Konzept. Die personalen Gehalte der Menschenrechte traten in

⁸ Hugo C. F. Mansilla, *Die Trugbilder der Entwicklung in der Dritten Welt*, Paderborn 1986, S. 14 f.

vielen Ländern hinter sozialen und nationalen Postulaten zurück. Das Eigentumsrecht wurde bestritten. Vor allem aber: der universelle Anspruch der Menschenrechte, begründet im Konzept der einen und gleichen Vernunftnatur, wurde in mannigfachen Kompromissen mit anderen – außerwestlichen, nichtpersonalen – Kulturtraditionen oft nicht unerheblich eingeschränkt. Nicht wenige unter den pluralen Kulturen der heutigen Welt interpretierten die Menschenrechte auf dem Hintergrund eigener religiöser und politischer Erfahrungen neu und veränderten sie damit – manchmal bis zur Unkenntlichkeit. Dies geschah vor allem dort, wo die Gedanken der Personalität und Individualität, die das Menschenrechtskonzept des Westens trugen, kein Äquivalent in heimischen politischen und religiösen Traditionen fanden.

Beispiele für diesen Vorgang einschränkender, selektiver, umdeutender Interpretation gibt es genug; man kann sie wie Ludger Kühnhardt gezeigt hat, im islamischen Rechtskreis, aber auch im Buddhismus und Hinduismus, in Indien, China, Japan finden – vom nachkolonialen Afrika und vom «nachspanischen» Lateinamerika nicht zu reden.⁹ Hier hat sich das ausgebreitet, was man inzwischen die «dritte Generation» der Menschenrechte nennt – die kulturellen Rechte (nach den personalen und sozialen). Ihre Wirkung ist ambivalent: sie können der Erweiterung des individuellen Freiheitsspielraums dienen, indem sie nicht das Allgemeine, sondern das Spezifische schützen; man denke an das Recht zum Gebrauch der Muttersprache. Sie können aber auch zur Entpersonalisierung führen – so etwa, wenn in der Afrikanischen Charta der Menschenrechte von 1981 Menschen- und Volksrechte einander gleichwertig gegenübergestellt werden: was bleibt vom individuellen Recht, wenn es auf dem Hintergrund des «Volksrechts» interpretiert wird?

4. Das führt zum Problem des Zusammenhangs der Kulturen. Stehen die Kulturen und Kulturkreise, die sich nach 1919 oder nach 1945 vom übermächtigen europäischen Vorbild emanzipiert haben, miteinander in Verbindung – oder sind sie isolierte Monaden? Verfügen sie über einen inneren Zusammenhalt, der über die polemische Abwehr europäischer Traditionen hinausgeht? Ist es nur die Suche nach «Roots», Wurzeln, Traditionen, was sie zusammenhält, kulturelle Archäologie also – oder steckt in der Neuentdeckung kultureller Identitäten auch ein befreiendes, zukunftsweisendes Moment im Hinblick auf die zusammen-

⁹ Ludger Kühnhardt, Die Universalität der Menschenrechte, Bonn 1987, S. 174 ff., 279 ff.

wachsende Eine Welt? Wo soll der neubegonnene Prozeß enden – in kulturellem Austausch, kultureller Durchdringung oder in ethnischen Gettobildungen, ethnischen Säuberungen, in dem, was die ethnizistische Bewegung in den USA «the unmeltable ethnics» nennt?

Diese Fragen sind seit dem Jahr 1992 heftig diskutiert worden, sowohl in der Alten wie in der Neuen Welt. Im Augenblick erinnert uns die Rebellion der Maya-Nachkommen in Mexiko an diese Zusammenhänge. Das Gedenken an die Entdeckung Amerikas vor 500 Jahren und ihre Folgen für die alten Kulturen Lateinamerikas gab ihnen zusätzliches Gewicht. Der Kontrast zu den Feiern von 1892 hätte nicht größer sein können. Kolumbus wurde 1992 nicht gerühmt, sondern angeklagt; kaum daß die Italiener ihres Landsmanns, die Spanier ihres Admirals gedachten. Lateinamerika hüllte sich in Trauer – und erfuhr zugleich in der Erinnerung an eine «500jährige babylonische Gefangenschaft» (so ein kirchliches Treffen in Santa Maria, Brasilien, im September 1992) ein überwältigendes Gefühl seiner Identität. Die Wir-Gefühle, die hier ausgedrückt wurden, griffen über alle Unterschiede der Länder und Rassen, über alle Zeitdistanzen hinweg. Ein Zitat aus dem erwähnten Treffen in Santa Maria:

«Wir sind mißhandelt und an den Rand gedrängt worden. Man hat uns zu einem Volk von Migranten gemacht [...]. Wir sind Leute ohne Land, ohne Nahrungsmittel, ohne Gesundheit, ohne Haus. Wir sind zu viele. Und wir müssen uns immer noch jeden Tag anhören, daß wir Faulenzer, Menschen ohne Kultur und Bildung sind.

Man benutzte das Kreuz Christi als Knauf für das Schwert, das uns im Namen Gottes tötete. Und die Kirchen waren ausgeschmückt mit dem Gold, das um den Preis unseres Blutes unserer Erde abgerungen wurde [...]. Das hat man uns angetan».¹⁰

Oder die rasch berühmt gewordene Erklärung von Managua vom 12. Oktober 1992, formuliert von Indianern und Schwarzen und anderen Minderheiten, in der es heißt:

«Wir, Männer und Frauen von Völkern und Nationen, die diesen riesigen Kontinent Abya Yala bewohnten; Erben ursprünglicher Zivilisationen, die die höchsten Stufen an Wissen und Gemeinschaftsorganisation erreicht hatten; die unsere Flüsse, unsere Pflanzen und unsere Tiere gebändigt hatten, in großer Harmonie mit dem Kosmos und unserer Mutter Erde;

10 «Unterdrückte Kulturen lassen das Volk Gottes neu entstehen.» Schlußbotschaft des 8. Interekklesialen Treffens der Basisgemeinden Brasiliens, in: Weltkirche. Dokumente aus Afrika, Asien und Lateinamerika (1992) H. 7, S. 233 ff., hier S. 234.

wir, die wir deportiert, angekettet wurden in den Laderäumen der Sklavenschiffe bei der Abfahrt von den großen Territorien Afrikas, Wiege von Zivilisationen, die die Geschichte der menschlichen Kulturen ins Leben gerufen haben;

[...] Da sind wir, nach 500 Jahren! Wir begegnen uns hier ganz unten an unseren Wurzeln, Männer und Frauen, ohne daß die Hautfarbe, die Sprache, die Kulturen, die Gebiets- und Landesgrenzen zwischen uns Unterschiede herstellen; hier sind wir und holen zurück, was unser ist [...].

Hier sind wir, nach 500 Jahren! Um in diesem ersten Jahr eines neuen Zeitalters die Gründung des INDIANISCHEN, SCHWARZEN UND ALLGEMEINEN VOLKSWIDERSTANDES anzukündigen».¹¹

Der Leser, der diese und ähnliche Texte auf sich wirken läßt, hat das verwirrende Gefühl, die Geschichte laufe plötzlich rückwärts. Nicht die Sieger, Kolumbus, die Konquistadoren, die Spanier und Portugiesen, schreiben die Geschichte; vielmehr sollen, nach 500 Jahren, die Besiegten Gelegenheit zur Revanche erhalten. Ein Gegen-Fest, eine Gegen-Geschichte wird in Gang gesetzt. Was war, soll nicht gewesen sein: nicht die Entdeckung Amerikas (eine Nicht-Entdeckung wird sie polemisch genannt!), nicht die christliche Mission, nicht die Ausbreitung europäischer Kultur. Die Opfer waren zu groß – so muß man diese Texte verstehen. Und in der Tat: sie waren groß. «Den einheimischen Ethnien brachten diese Europäer ohne Ausnahme Marginalisierung, Unterwerfung oder Tod» – mit diesem beklemmend deutlichen Wort zieht der Bamberger Historiker Eberhard Schmitt das Fazit der Europäisierung der westlichen Hemisphäre. Kein religiöser und kultureller Fortschritt – und immerhin gab es bei den Inkas Menschenopfer! – kann die Zerstörung alter Kulturen, das vorwitzige Eindringen in ökologische und soziale Nischen der Weltgeschichte so einfach rechtfertigen. Es wundert nicht, wenn am Ende gefragt wird: Was hat es gebracht, daß Amerika, das alte Amerika, mit Kanonenschüssen aus dem Schlaf der Zeiten geweckt wurde? Sollte man nicht besser diejenigen feiern, die niemals etwas entdeckten?

5. Nochmals: Wie gehen Kulturen miteinander um? Die lateinamerikanischen Stimmen im Kolumbusjahr (oder doch die Hauptstimmen, denen sich das zerknirschte Europa anschloß, manchmal in einem wahren Bußrausch!) plädieren für ein absolutes Berührungs- und Veränderungsverbot. Kulturen, alte vor allem, sollen bleiben, was sie waren. Sie sollen nicht von neuen, besser ausgerüsteten, siegessicherer auftreten-

11 «500 Jahre indianischer, schwarzer und allgemeiner Volksaufstand. Erklärung von Managua», in: Weltkirche (1992) H. 10, S. 327 ff.

den «überholt» werden. Schon Vergleiche, Wertungen, Zensuren, Ranglisten sind verwerflich – in ihnen zittert ja etwas nach von Europas altem Hegemonieanspruch, seiner mühsam gebändigten kulturellen Arroganz. Und wirkt diese Arroganz, so wird gefragt, nicht auch nach in den wissenschaftlichen Denkweisen und Methoden der westlichen und weißen Welt, Methoden, die vorschnell zum Allgemeingut der Vernunft erklärt wurden? Steht sie nicht auch hinter den Normen der Bildung, hinter den Kanontafeln des Wissenswürdigen und Relevanten? Wer hat denn die Weißen zu Richtern darüber eingesetzt, was lernens- und lebenswert, was erinnerungs- und überlieferungswürdig ist? Soll sich denn Bildung – gewiß etwas Lebendiges und Schöpferisches! – auf alle Zeiten vom Vergangenen nähren, vom Gedenken an die längst verwehten Taten und Schriften «toter weißer Männer»?

Wir nähern uns der aktuellen (amerikanischen wie europäischen) Diskussion über Kulturen, über den «politisch korrekten» Umgang mit ihnen, über die Regeln ihres Umgangs oder Nicht-Umgangs miteinander im Rahmen einer «multikulturellen Gesellschaft». Das ist ein weites Feld, in dem Zerrbilder und Karikaturen ebenso umlaufen wie Idealismen und Utopien. Versuchen wir ein zutreffendes Bild zu gewinnen, indem wir uns in die Lage einer Politik und Verwaltung versetzen, die an mehrere kulturelle Adressaten zu denken hat und zwischen ihnen nicht nach Rang und Würden gewichten darf. Wie geht sie vor? Wie vermittelt sie Bildung im Umkreis rivalisierender Kulturen?

Aus der amerikanischen Geschichte (und vom amerikanischen Staatswappen) kennt man den Spruch: *E pluribus unum*. Aus vielen und verschiedenen Menschen (Völkern, Rassen, Religionen) soll *eine* Gesellschaft werden – eben die amerikanische. Dieses Prinzip funktionierte lange Zeit – und zwar funktionierte es aufgrund unausgesprochener und oft unsichtbarer Hierarchien: es war eben die Mehrheit der WHASPs (white, anglosaxon, protestant), die bei der Integration den Ausschlag gab. Katholiken, Juden, Moslems, Buddhisten, fremde Ethnien vor allem lateinamerikanischer und fernöstlicher Herkunft, Schwarze – sie alle waren Minderheiten, und sie wurden nur in dem Maß assimiliert, in dem sie den amerikanischen Lebensstil, die amerikanischen Werte übernahmen. Dazu war wenigstens eine Mehrheit dieser Minderheiten immer bereit. So funktionierte das Prinzip des «melting pot». Heute stößt es an deutliche Grenzen, weil die Zahl der religiös, ethnisch, kulturell «Uneinschmelzbaren» zunimmt. Das sind vor allem Schwarze, fernöstliche Völker und die am stärksten wachsenden Gruppen der «Hispanics» (die letzten haben seit Jahrzehnten auch den englischen Sprachkonsens ge-

kündigt!), es sind religiöse Fundamentalisten, es sind Zuwanderer mit dem erklärten Willen, sich nicht (mehr) assimilieren und integrieren zu lassen. Ein gewisses Maß «erratischer» Gruppen verträgt jede freie Gesellschaft, und die USA, das Land der großen Räume, waren immer zur Toleranz bereit, wenn das nationale Zusammenleben nicht in Frage stand. Wie aber, wenn die Minderheiten zu Mehrheiten werden, wenn sie sich in den großen Städten hochgerüstet gegenüberstehen, wenn die Pluralitäten sich nicht mehr mischen, wenn Kulturen nicht mehr «transmissibel» sind?¹²

Im Augenblick erleben wir in den USA das, was Arthur M. Schlesinger Jr. «The Disuniting of America» genannt hat.¹³ Unterrichtsverwaltungen, oft alleingelassen von Verfassung, Gesetzgebung, Gerichten, legen die weiße Flagge bereit und ziehen die alten Prinzipien einer normativen, okzidentalischen Kultur stillschweigend aus dem Verkehr. Sie weichen dem Druck der «unmeltables». So wurden Ende der achtziger Jahre in den Lehrplänen von Kalifornien und New York die Anteile der europäisch-westlichen Geschichte und Sozialkunde drastisch reduziert, um Platz für bisher vernachlässigte ethnische und religiöse Interessen zu schaffen. Bei der Herstellung der Schulbücher erwies sich dann freilich, daß die Welt- und Geschichtsbilder der Minderheiten in vielen Punkten miteinander unverträglich waren. Am wenigsten «einschmelzbar» waren Hispanics und Afro-Amerikaner. Die Unterrichtsverwaltung von Portland, Oregon, ging daher einen Schritt weiter: sie stellte in ihren Lehrplänen sechs Gruppen der Menschheit nebeneinander: Afrikaner, Asiaten, Hispanoamerikaner, Indianer, Bewohner der Pazifischen Inseln und Europäer. Die Lehrer sollten «Essays» über diese Gruppen und ihre Geschichte in die Hand bekommen, Hilfsmittel, die dazu dienen, relevante Inhalte in den Unterricht einzuführen. Die Inspiratorin und Leiterin dieses Experiments, Carolyn M. Leonard, spricht offen aus, daß die «Wahrheit» über eine Gruppe nicht notwendigerweise die «Wahrheit» für eine andere sein muß.

«Wir wissen, daß es diejenigen geben wird [die Einwände haben], wenn die Indianer sagen: «Wir sind nicht über die Beringstraße gekommen. Wir wurden in Amerika geschaffen.» Aber das ist ihre Geschichte. Wir sagen den Menschen nicht, ihr müßt diese Übereinstimmung mit der Wissenschaft oder irgendetwas anderem erzielen. Wir sagen, wir wollen, daß ihr versteht, daß die einzelnen

12 Vgl. Wolfgang Welsch, «Transkulturalität», in: *Information Philosophie* (1992) H. 2, S. 5 ff.

13 Arthur M. Schlesinger Jr., *The Disuniting of America*, New York/London 1992, S. 45 ff., 73 ff.

menschlichen Gruppen, die Jahrtausende miteinander verbracht haben, eine Sicht der Welt haben, die sich von der eurozentrischen Sicht der Welt unterscheidet, und das ist in Ordnung. Wir wollen euch dieser Sichtweise aussetzen. Wir sagen nicht, ihr müßt jedes Wort glauben. Ihr müßt nicht glauben, daß die Indianer mit den Bäumen gesprochen haben, wenn ihr das nicht wollt. Aber ihr sollt zumindest wissen, daß es Menschen gibt, die etwas anderes glauben als ihr». ¹⁴

Das sind Worte, in denen sich Verzweiflung und Idealismus mischen. Mehrere «Geschichten» treten in Konkurrenz zueinander. Die Grenzen zwischen Wahrheit und Mythos werden fließend. Von da ist es nicht weit zu jener Konstruktion einer ur-afrikanischen Geschichte, mit der die Menschheitsgeschichte begonnen haben soll: Afrika als kulturelle Wiege der Menschheit! Schon Ägypten war nach dieser Auffassung eine schwarze Schöpfung, Kleopatra eine «woman of color». Längst hat Afrika seinen Winckelmann gefunden. Die Griechen und Römer waren in dieser Sicht nur Epigonen, Nachahmer der Afrikaner. Das ist zwar Phantasie, hat aber Methode: als «ermutigender Mythos» soll dieser Gedanke den Afroamerikanern Selbstbewußtsein geben und sie in ihrem schwierigen Lebenskampf stützen und stärken.

Schulen, Hochschulen, Unterrichtsverwaltungen – weiche Gebilde, die auf öffentlichen Konsens angewiesen sind – gehen, wenn sie dem Druck entschlossener Minderheiten ausgesetzt sind, meist den Weg des geringsten Widerstands. Der eine Ausweg heißt Quotenregelung. Kann man schon den Streit zwischen den Kulturen nicht entscheiden, so muß man doch dafür sorgen, daß alle säuberlich zu Wort kommen. So dringen im Curriculum, in den Schulbüchern, in den Zulassungen und Prüfungen Amerikas die Quotierungen vor. Dieses Mittel wirkt stärker und schneller als alle Kulturkritik. Sechs weiße Philosophen kann jeder nennen – aber sechs schwarze, sechs pazifische, sechs indianische? Literaturtexte gibt es in Europa, in den USA zuhauf – aber wer nennt fünf Meisterwerke aus der Karibik? Man traue sich nicht einzuwenden, die kulturellen Güter der Menschheit seien rund um den Globus ungleich verteilt! Saul Bellows grimmiges Wort: «Wenn die Zulus ihren Tolstoj haben, werden wir ihn lesen!» hat ihm in Amerika bereits den Vorwurf des Rassismus eingetragen.

Das allerletzte Verständigungsmittel derer, die sich nicht mehr verständigen können, heißt dann «political correctness». Auch diese Sprechweise hat ihre innere Logik. Da alle Kulturen, vor allem die der Minder-

14 R. K. Landers, «Multikulturelle Bildung – ein Diskurs», in: americadienst, 26. August 1992.

heiten, im Grunde inkompatibel sind, da sie sich wechselseitig bekämpfen und zerstören würden, ließe man sie aufeinander los, bleibt nichts übrig, als sie sorgfältig auf Distanz zu halten. Man muß sie behandeln wie störrische Kinder oder wie verfeindete Kriegsparteien. Man darf sie nicht reizen, muß sie mit ausgesuchter Höflichkeit behandeln. Dem dient ein System ausgeklügelter Euphemismen, ein Set von Sprachregelungen, die manchmal an Orwells «Neusprach» erinnern. Neger werden zu Schwarzen, Schwarze zu Farbigen, Behinderte zu Andersbefähigten (*differently abled*), Haustiere zu tierischen Begleitern (*animal companions*) usw. Die «Neue Welt» wird verboten, weil sie Indianer beleidige. Gnadenlos wird der Sprache alles Bezeichnende, deutlich Umgrenzende, Triftige genommen. Übrig bleibt ein kernloses, aber unanstößiges Verständigungsmittel, eine Sprache diplomatischer Formelkompromisse. Die Jagd nach falschen Wörtern ist in vielen heutigen amerikanischen Universitäten zu einem neuen McCarthyismus geworden – sie tötet freie Rede und demokratische Spontaneität. Gewiß wird dieser Fieberanfall eines Tages wieder abklingen; Amerika wäre nicht Amerika, wenn es anders käme. Doch im Augenblick herrscht die Sprachregel der Correctness bedrückend auf dem amerikanischen Campus.¹⁵ Ich halte diesen Sachverhalt für schlimmer als die «Riots» von Los Angeles im letzten Jahr. Ist dies wirklich der Preis für multikulturelle Toleranz und Befriedung?

C

Fazit nach diesem Rundblick: Die europäische Kulturhegemonie besteht nicht mehr. Das kann jeder sehen, der die pluralen (alten und neuen) Kulturen unserer Zeit ins Auge faßt. Aber was ist an die Stelle der europäischen Kultur und des sie tragenden Humanismus getreten? Ist diese Kultur ersetzt, überholt, verbessert worden? Oder gilt vielmehr die skeptische Bilanz, die Octavio Paz vor einigen Jahren bei der Entgegennahme des Friedenspreises in Frankfurt zog, als er sagte: «Am geschichtlichen Horizont dieses zu Ende gehenden Jahrhunderts hat nichts den fruchtbaren Einfluß ersetzen können, den die europäische Kultur

15 Chr. Brinck, «Multi-kultureller Joghurt. In amerikanischen Universitäten greift ein Sprach-Terror um sich», in: Süddeutsche Zeitung, 2./3. November 1991; J. von Uthmann, «Minderheit geht vor Wahrheit. Korrektheit korrumpiert: Was man an Amerikas Universitäten nicht aussprechen darf», in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 18. Juli 1992.

seit dem 18. Jahrhundert auf das Denken, die Sensibilität und die Imagination unserer besten Schriftsteller, Künstler und gesellschaftlichen und politischen Erneuerer ausgeübt hat?»¹⁶

Zumindest in einer Hinsicht hat die europäische Kultur unter den pluralen Kulturen der Gegenwart keine Nachfolge gefunden. Keine dieser neuen oder neu belebten Kulturen ist in einem so ausgeprägten Sinn transnational, wie es die europäische war. Das erklärt sich bei vielen von ihnen aus ihrer geschichtlichen Herkunft, aus der Entkolonisierung, dem nationalen Befreiungskampf. Aber es schränkt zugleich ihren Radius, ihre Wirkung auf andere, ihre Universalität ein. In die europäische Kultur sind stets nicht nur nationale, sondern auch übernationale, «ökumenische» Elemente eingeflossen – Elemente der jüdischen und christlichen, der griechischen und römischen Überlieferung. Sie war immer mehr als nationale Kultur; daher ging sie in den Kriegen, die Europas Völker gegeneinander führten, nicht unter. Heinz Friedrich hat dies so ausgedrückt: «Das Universum des Geistes verbindet die Kulturen der Menschen, deren physische Aggression sie untereinander entzweit.»¹⁷ Das ist aus europäischer Erfahrung gesprochen. Anders ist es, wenn Kultur nur als Aspekt der Nation gilt, wenn die Nation – ich zitiere nochmals Frantz Fanon – zur «materiellen Stammutter» der Kultur erklärt wird. «Die algerische Nationalkultur nimmt im Lauf der Kämpfe Gestalt an», schreibt Fanon, «im Gefängnis, vor der Guillotine, in den eroberten und zerstörten französischen Militärposten.»¹⁸ Eine solchermaßen mit Aggression und Kampf verwobene Kultur wirkt auf ihre Umwelt wenig einladend – so wie das Europa der Kreuzzüge wenig einladend auf seine Nachbarn wirkte. Doch die europäische Kultur wuchs immer wieder über dieses Kampfmodell hinaus; wie weit dies den pluralen Kulturen des 20. Jahrhunderts gelingen wird, ist noch offen.

Hervorgegangen aus dem Kampf gegen die europäische Übermacht, sind die meisten Nationalkulturen der heutigen Welt auf Selbstbehauptung gestellt. Viele schließen sich ab, grenzen sich ein. Sie wollen keine Derivate Europas sein, sie legen Wert auf eine selbstbestimmte Existenz. Daher die Rückwendung zu den «Wurzeln», zum Ethnischen und Stammesmäßigen, daher die Tendenz zum Partikularen und oft zum Chauvinismus. Das Verhältnis zu anderen Kulturen, zu «Welt», «Menschheit»,

16 Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Reden und Würdigungen 1976–1985 (1985), S. 330ff., hier S. 350.

17 Zit. nach: Süddeutsche Zeitung, 3. März 1993.

18 Fanon (Anm. 3), S. 197.

«Menschenrechten» bleibt vielfach ungeklärt. Interkultureller Dialog ist oft mehr ein Lippenbekenntnis als eine Realität. Schien es früher ausgemacht, daß alle Kulturen früher oder später in die Eine Welt – gedacht als ein vergrößertes Europa – einmündeten, so stehen viele der heutigen Kulturen wie fensterlose Monaden kommunikationslos nebeneinander. Zwischen den Weltbildern und Weltanschauungen – auch zwischen den Religionen – scheint die Fremdheit eher zu wachsen als abzunehmen.

Im Abstand der Kontinente mag das Zusammenleben der so verschiedenartigen Kinder dieses Planeten dennoch möglich sein. Schwierig wird es, wenn die Kulturen aufeinanderrücken und auf engem Raum aneinanderstoßen, wie es in den amerikanischen Metropolen, aber auch in West- und Südeuropa geschieht. Dann tauchen Völker und Rassen ineinander, dann entstehen die Freuden und Leiden der «multikulturellen Gesellschaft». Durchaus auch die *Freuden*, wie ich betonen will: wer sich nicht begeistern kann am «Schicksal der Völker auf Gottes Erdboden» (Johann Gottfried Herder), wer nichts ahnt von der Polyphonie der Sprachen, Literaturen, Künste, der pflege ruhig weiter seinen kulturellen Schrebergarten – von der Welt, von der Kultur hat er nichts begriffen. Selbst in dem ungeheuerlichen Völkergemisch von Los Angeles gibt es ja nicht nur Aufstände und Brandsätze, nicht nur Sprachbarrieren und Feindseligkeiten – es gibt auch friedliches Zusammenwirken, urbane Gemeinsamkeit, Freundschaften und multikulturelle Initiativen. Ein «melting pot» ist diese Stadt freilich nicht mehr – eher ein empfindlich-labiles Gefüge aus lauter Minderheiten. *E pluribus unum* gilt hier nicht mehr; die Pluralitäten, auch die verschiedenen Sprachen, werden bleiben.

So kommt es in multikulturellen Gesellschaften oft weniger zur Zusammenarbeit als zu einem Nebeneinander befestigter Gettos. Das spricht nicht gegen das Ideal des Zusammenlebens verschiedener Kulturen, macht aber auf die Schwierigkeiten der Realisierung aufmerksam. Es ist eben nicht leicht, selbst in föderalistisch organisierten Staaten nicht, politische Einheit *und* nationale und kulturelle Vielfalt gleichzeitig zu realisieren. Erst recht sind völlige Integration einerseits, gänzlicher Erhalt der kulturellen Herkunft und ihrer Merkmale andererseits selten zu erreichen. «Niemand kann sich in eine neue Umgebung einfügen, ohne einen Teil seines angestammten kulturellen Selbstverständnisses aufzugeben», hat der Pädagoge Siegfried Uhl zu Recht bemerkt. Das Erziehungsziel einer multikulturellen Gesellschaft läßt sich aber vernünftig interpretieren. Dann umschreibt es die Fähigkeit, «das Leben in der neuen Kultur selbständig zu meistern und sich gleichzeitig einige

sprachliche und kulturelle Bande an die Heimat der Eltern zu bewahren». ¹⁹

Ohne Rekurs auf das Allgemeine – sprich auf die Menschenrechte – werden solche Experimente freilich kaum glücken. Gerade die multikulturelle Gesellschaft bedarf, um nicht auseinanderzufallen, eines Fundaments an gemeinsamen Überzeugungen, Werten und Spielregeln, einer gemeinsamen Sprache jenseits ihrer Regiolekte und Soziolekte.

Also am Ende doch wieder die europäische Vernunftnatur als Bindeglied pluralistischer Kulturen? Die Antwort lautet: Ja, freilich unter der Voraussetzung, daß nicht wieder die alte Diktatur des Allgemeinen fröhliche Urständ feiert, die das europäische Denken bei vielen außereuropäischen Völkern zu Recht in Verruf gebracht hat. In dieser Hinsicht haben wir Europäer, hoffe ich, einiges dazugelernt. Wir wollen nicht mehr von Hegel hören, daß die Kulturen des alten Amerika untergehen *mußten*, sobald der «Hauch europäischen Geistes» sie berührte. Was «mußte» nicht schon alles untergehen in der Geschichte, vom Inkareich bis zu den Stammesgesellschaften Afrikas, von Armenien und Kurdistan bis Bosnien, weil es nicht in weltgeschichtliche Abläufe paßte und weil die tonangebenden Interpreten wieder einmal Gott mit den stärksten Bataillonen gleichsetzten? Wir wollen uns auch nicht mehr von Marx belehren lassen, daß die indische Religiosität des Menschen als Beherrschers der Natur «unwürdig» sei. Auch die angestregten Hymnen Max Webers auf die abendländische Rationalität (die manchmal etwas von verzweifelter Selbstermunterung haben!) klingen heute verstimmt. Ich bin überzeugt: Wenn Europa wieder mit den außereuropäischen Kulturen ins Gespräch kommen will, wird es einige seiner «Meisterdenker» in die Schranken weisen und ihre Botschaft relativieren müssen. Vernunft dürfte nicht länger durch Gewalt diskreditiert und delegitimiert werden. Vernunft müßte mehr sein als europäische Ungeduld mit den Unvernünftigen dieser Erde. «Transversale Vernunft» – so hat Wolfgang Welsch diese neue Vernunft genannt, die zwischen den verschiedenen Rationalitäten und Kulturen «hin- und hergeht».

Ohne die Menschenrechte, sagte ich, wird der Aufbau einer humanen Welt nicht gelingen. Aber die Menschenrechte müßten im Licht der Erfahrungen unserer Zeit, im Dialog der Kulturen, neugedacht werden. Das Besondere, Eigene, Widerständige, das sich in den Kulturen darstellt, müßte in sie aufgenommen werden. Dazu bräuchte man nicht neue «kul-

19 Siegfried Uhl, «Multikulturelle Erziehung in der Schule», in: Mut, November 1992, S. 60 ff., hier S. 62.

turelle Grundrechte». «Die Lösung aus den Bindungen», schreibt Henning Ottmann, «hat die Menschen als Menschen frei und gleich gemacht. Das ist die schöne Errungenschaft moderner Freiheit, die aufs höchste bewahrungswürdig ist. Aber wenn sie den einzelnen nicht zurücklassen soll als die individualisierte Null – ohne Herkunft und Familie, ohne Religion und Nation –, dann muß zur modernen Freiheit auch gehören, daß man nun – rechtfertigungsunbedürftig – sein kann, was man ist: Jude, Katholik, Deutscher, Italiener usf. Erst dies wäre gelungene Emanzipation».²⁰

Mit diesen Andeutungen will ich schließen. Das Fazit ist klar: Die kulturelle *Hegemonie* Europas kehrt nicht wieder. Sie zu beschwören wäre vergebliche Liebesmüh. Die *Isolation* der heutigen Kulturen sollte schleunigst überwunden werden; sie steht im Widerspruch zu der sich bildenden Weltgesellschaft, mag diese auch vorläufig auf Technik, Verkehr, Medien beschränkt sein. Das kann nur geschehen durch *Austausch*, Dialog, Aufeinanderhören, Rezeption, Anverwandlung des Fremden, «Aneignung durch Nachbildung» (F. Kemp), kurzum durch friedliche Eroberungen vielfältiger Art. Das könnte eine Chance für Europa sein, wenn es sich nicht in Nostalgie zurückzieht, wenn es aus seinen Fehlern lernt, wenn es den zweiten Mut zur eigenen Geschichte findet.

20 Henning Ottmann, «Leerlauf der Emanzipation», in: Süddeutsche Zeitung, 20./21. Februar 1993.